

Abbildung 1: Heinrich Riebesehl: 3/7/69, 20.11.1969. © 2019, ProLitteris, Zürich

Courtesy: Archiv Heinrich Riebesehl, Dauerleihgabe des Landes Niedersachsen im Sprengel Museum.

Ordnungen in Alltag und Gesellschaft: Konzepte, Methoden und Theorien

Stefan Groth

Alltägliche Ordnung

Am 20. November 1969 steigt der Fotograf Heinrich Riebesehl (1938–2010) in den Fahrstuhl des Verlagsgebäudes der *Neuen Hannoverschen Presse*. Über einen Zeitraum von fünfeinhalb Stunden – von 10.35 bis 12.30 Uhr und von 13.30 bis 17.10 Uhr – fotografiert der freiberufliche Bildjournalist Riebesehl die Passagiere des Fahrstuhls: Sekretärinnen, Hausmeister, Buchhalter, Lektoren, Redakteure und Mitglieder der Geschäftsführung. Die Reihe *Menschen im Fahrstuhl*, die 2018 auch im Hannoveraner Sprengel Museum ausgestellt und anschließend publiziert worden ist¹, ist Teil von Riebesehls Versuch, die Technik der Fotografie in den Hintergrund treten zu lassen und soziale Situationen möglichst wirklichkeitsgetreu abzubilden. Eine verborgene Kamera und ein Drahtauslöser ermöglichen es ihm, Porträtfotografien seiner Kolleginnen und Kollegen anzufertigen, ohne, dass diese dies bemerken und auf die Situation der Bilderstellung reagieren können. Auffallend an den Fotografien ist: Der direkte Blick, die körperliche Hinwendung zum Mitfahrer im Fahrstuhl, der nicht als Fotografierender zu erkennen ist, kommt kaum vor. Auf den meisten Aufnahmen richtet sich der Blick zur Seite, nach oben und unten, der Körper ist abgewandt von dem des Mitfahrers. In der Situation des Wartens und des Übergangs von Stockwerk zu Stockwerk ist die Interaktion über Blicke, Körperhaltung und Gesten, so zeigt Riebesehls Serie, nicht üblich – auch wenn oder gerade weil der beengte Raum des Fahrstuhls körperliche Nähe erzwingt.

Der Soziologie Erving Goffman nutzt für öffentliche Situationen wie Fahrstuhlfahrten, das Warten an Bushaltestellen oder in Supermarktschlangen den Begriff der «nicht-zentrierten Interaktionen»²: Im Mittelpunkt des Geschehens steht nicht der Austausch zwischen Menschen, sie sind in der spezifischen Konstellation zufällig beisammen, nehmen keine gemeinsamen Handlungen vor und sind im Moment ihrer räumlichen Ko-Präsenz

¹ Inka Schube und Sprengel Museum Hannover (Hg.): Heinrich Riebesehl: Menschen im Fahrstuhl / People in the Elevator. 5 Stunden und 35 Minuten mit der Kamera im Fahrstuhl eines Verlagshauses, 20. November 1969, 10.35–12.30, 13.30–17.10 Uhr. Leipzig 2018.

² Erving Goffman: Verhalten in sozialen Situationen: Strukturen und Regeln der Interaktion im öffentlichen Raum. Gütersloh 1971.

nicht direkt aufeinander bezogen. Mit solchen Interaktionen in öffentlichen Situationen gehen *Interaktionsordnungen* einher, also relativ gefestigte, verbreitete und habitualisierte Muster und Regeln, die das Verhalten von Menschen ordnen, einigermaßen vorhersagbar machen und sich von zentrierten oder «focused interactions» unterscheiden, in denen Akteure direkt miteinander kommunizieren. So schreibt Goffman etwa über Blickkontakte, dass

miteinander bekannte Personen in einer sozialen Situation einen Grund haben müssen, nicht in Blickkontakt miteinander einzutreten, während einander nicht Bekannte eines Grundes bedürfen, um es zu tun.³

Vor dem Hintergrund einer solchen «Grundregel» der Interaktion, die Goffman aus seinen mikrosoziologischen Annäherungen an verschiedene alltägliche Situationen ableitet, werden Kopf- und Körperhaltung der von Riebeschl Fotografierten plausibel. Auch der Einsatz des eigenen Körpers als Erkundungswerkzeug und das (tatsächliche oder imaginierte) Hineinversetzen in den Fahrstuhl machen deutlich, dass der Blickkontakt und die körperliche Hinwendung zum Gegenüber seltsam erschiene und der Erklärung bedürfe. Wegsehen und Wegdrehen sind keine unüblichen Handlungsoptionen, sondern – abgesehen von einem subtilen Kopfnicken oder einer Grußfloskel – bei der Begegnung mit Fremden in Fahrstühlen und anderen beengten räumlichen Settings «normal». Stefan Hirschauer spricht von einer «Minimierung von Anwesenheit»⁴, über die Akteure nicht-zentrierte Interaktionen in solchen Situationen bewältigen, ohne die Grundregeln für das temporäre, nicht-zweckgerichtete Zusammentreffen Fremder in begrenzten Räumen zu verletzen. Um im Beisein anderer nichts zu tun, bedarf es, so Hirschauer, der Konstitution eines scheinbar «asozialen Raums», in dem der Nicht-Kontakt und das Ignorieren nicht sozial sanktioniert werden. Dies betrifft nicht lediglich Blickkontakte und Körperhaltungen, sondern auch die Positionierung von Körpern. In den *Territorien des Selbst*⁵ schreibt Goffman, dass Individuen von einem «persönlichem Raum» umgeben sind, dessen Verletzung durch andere auch als solche empfunden wird. Dieser persönliche Raum ist variabel und hängt mit einigen kontextuellen Faktoren zusammen: steigt eine Person in einen Fahrstuhl mit nur einem Passagier zu, dann wird sie sich nicht direkt neben diesem positionieren, sondern versuchen, den Abstand zu maximieren; anders sieht dies bei vollen Kabinen aus: Dem Einstiegenden wird in solchen

³ Ebd., S. 121.

⁴ Stefan Hirschauer: Die Praxis der Fremdheit und die Minimierung von Anwesenheit. Eine Fahrstuhlfahrt. In: Soziale Welt 50 (1999), S. 221–246

⁵ Erving Goffman: Territorien des Selbst. In: Ders.: Das Individuum im öffentlichen Austausch. Mikrostudien zur öffentlichen Ordnung. Frankfurt a. M. 1974, S. 54–71.

Situationen zugestanden, sich zwischen die Wartenden zu quetschen, sie mitunter dabei zu berühren. Kompliziert wird es, wenn sich der volle Fahrstuhl plötzlich leert und die verbliebenen Passagiere in direkter Nähe wiederfinden: um Anwesenheit zu minimieren und den asozialen Raum herzustellen wird eine distanzierende Handlung, ein Wegbewegen notwendig, dass auch als Affront wahrgenommen werden kann, etwa, wenn es zu schnell durchgeführt wird.

Der Wechsel von Fahrstuhlpassagieren beim Verlassen und Zusteigen ist mithin auch deshalb ein komplexer Interaktionsprozess, da sich mit ihm die räumliche und sequentielle Koordination von einander unbekannten Individuen ergibt, die bestimmte «Basisregeln des Einsteigens» als Grundlage hat und mit «gelegentliche[n] Nutzungskonflikte[n]» einhergeht:

Zuerst haben Aussteiger Vorfahrt vor Einsteigern: Der Aussteigerstrom segmentiert den Pulk durch eine Gasse und verschiebt dadurch u. U. auch die strategischen Positionen, in die sich die Wartenden für den Einstieg gebracht haben. Anschließend gilt ein Überholverbot: «einer nach dem anderen», was oft in einer Art Reißverschlußverfahren – mit links / rechts-*turns* – realisiert wird. Wenn schließlich Platzknappheit Konkurrenz erzeugt, tritt eine weitere Regel in Kraft: die Priorität der «länger Wartenden».⁶

So einfach die Alltagspraxis des Fahrstuhlfahrens ist, so komplex sind die unterschiedlichen Erfordernisse der sozialen Nutzung, die eine genaue Analyse solcher Mikrointeraktionen zu Tage fördert. Fahrstuhlfahrten und andere Interaktionen im Alltagsleben erscheinen vor dem Hintergrund dieser Beobachtungen als komplex und nicht-komplex zugleich. Komplex sind sie, da sie grundiert sind von umfangreichen «Regeln» einer situierten Interaktionsordnung, die räumlich und zeitlich unterschiedlich ausgeprägt ist. Räumlich etwa, wie der Anthropologe O. Michael Watson zeigt, da sich landestypische Unterschiede im «proxemischen Verhalten»⁷ in Fahrstühlen ausmachen lassen; man mag ergänzen, dass sich neben einer solchen Annahme der (national-)kulturellen Prägung, die auf der Vorstellung holistischer Kulturen beruht, auch feld- und kontextspezifische Differenzen und Binnendifferenzierungen ausmachen lassen. Zeitlich kontingent sind Interaktionsordnungen aus dem Grund, dass die Benutzung von Fahrstühlen Lernprozesse voraussetzt. Diese schließen nicht lediglich die technische Bedienung ein, also das Drücken von Knöpfen, sondern auch die «kulturelle Implementierung» und die Aneignung der unterschiedlichen Kulturtechniken, die erforderlich sind, um sozial «unverdächtig» Fahrstuhl zu fahren. Die «Mittlerfigur des Fahrstuhlführers»⁸ in der frühen Verbreitungsphase des Fahrstuhls ist damit nicht nur als Scharnier zwischen Nutzer und

⁶ Hirschauer, Fahrstuhlfahrt (wie Anm. 4), S. 229.

⁷ O. Michael Watson: *Proxemic Behavior: A Cross Cultural Study*. The Hague 1970.

⁸ Hirschauer, Fahrstuhlfahrt (wie Anm. 4), S. 224.

Technik, sondern auch als Scharnier zwischen Nutzern in Zeiten brüchiger oder emergenter Interaktionsordnung zu verstehen. Analog zu solchen sozialen ›Kontingenzerfahrungen‹ mit und in Fahrstühlen zeigen etwa Wolfgang Schivelbusch⁹, Wolfgang Kaschuba¹⁰ oder Herrmann Bausinger¹¹ aus kulturhistorischen Perspektiven, dass der soziale Umgang mit neuen Infrastrukturen wie der Eisenbahn zunächst in seinen unterschiedlichen Dimensionen erlernt werden muss, wozu zu erheblichen Teilen das Verhalten gegenüber anderen Nutzern gehört. Auch die Nutzung von Telekommunikationsmedien¹² (als Formen zentrierter Interaktion) bedarf der anfänglichen Anleitung, die mit der Diffusion solcher Innovationen¹³ allerdings in den Hintergrund treten kann. Die unterschiedlichen Formen der Interaktion, von denen hier die Rede ist, sind explizit *auch* zu erlernende Formen der Nicht-Interaktion – sei es, wie Rolf Lindner dies an den sensorischen Herausforderungen der Großstadt festmacht, die reine Gewöhnung an einprasselnde Eindrücke von Verkehr, Werbung, Menschenströmen und Technik¹⁴; oder, wie Michael Hviid Jacobsen und Søren Kristiansen im Anschluss an Goffman argumentieren, das Erlernen von Kulturtechniken des unverdächtigen Wartens, bei denen man als statisches und wartendes Individuum im Großstadtfluss nicht zu sehr auffällt. Als Formen des ›orientation gloss‹, bei denen das eigene Warteverhalten anderen gegenüber durch Körperpraktiken als ›normal and harmless everyday actions‹ gekennzeichnet werden, dienen hier etwa sporadische Blicke auf Armbanduhr oder Smartphone. Sie zeigen öffentlich an, dass man auf etwas oder jemanden wartet und nicht ›engaged in another, suspicious activity‹ ist.¹⁵

⁹ Wolfgang Schivelbusch: Geschichte der Eisenbahnreise. Zur Industrialisierung von Raum und Zeit im 19. Jahrhundert. München 1977.

¹⁰ Wolfgang Kaschuba: Die Überwindung der Distanz. Zeit und Raum in der europäischen Moderne. Frankfurt a. M. 2004.

¹¹ Hermann Bausinger: Volkskultur in der technischen Welt. Frankfurt a. M. 1986.

¹² Thomas Hengartner und Gerrit Herlyn: Telemagie. 150 Jahre Telekommunikation in der Schweiz. Zürich 2002.

¹³ Vgl. grundlegend Everett Rogers: Diffusion of Innovations. New York 1962. Auf die (teils) soziale Konstruktion technischer Artefakte und damit auch auf den sozial geprägten Umgang mit Technik aus Perspektive der *Science and Technology Studies* gehen ein: Trevor J. Pinch und Wiebe Bijker: The Social Construction of Technological Systems. Cambridge 1987. Für die Europäische Ethnologie haben Nils-Arvid Bringéus sowie zuletzt Tine Damsholt und Astrid P. Jespersen herausgearbeitet, welche zentrale Rolle soziale Kommunikationsleistungen und Alltagspraktiken bei der Entwicklung und Diffusion von Innovationen spielen: Nils-Arvid Bringéus: Das Studium von Innovationen. In: Zeitschrift für Volkskunde 64 (1968), S. 161–185; Tine Damsholt und Astrid P. Jespersen 2015. Innovation, Resistance or Tinkering. Rearticulating Everyday Life in an Ethnological Perspective. *Ethnologia Europaea* 44(2), 17–30.

¹⁴ Rolf Lindner: Berlin, absolute Stadt. Eine kleine Anthropologie. Berlin 2016.

¹⁵ Michael Hviid Jacobsen und Søren Kristiansen: The Social Thought of Erving Goffman. London 2015, hier S. 78f; vgl. zu solchen und ähnlichen Routinen und

Diese Beispiele vermögen in Grundzügen zu illustrieren, was die Europäischen Ethnologinnen Ute E. Flieger und Barbara Krug-Richter wie folgt zusammenfassen:

Ordnung zählt zu den grundlegenden Bedingungen menschlichen Zusammenlebens. Vorstellungen und Konzepte gesellschaftlicher, sozialer und kultureller Ordnungen waren und sind wirkungsmächtig in allen Bereichen des menschlichen Lebens und der Alltagskultur.¹⁶

Die Interaktionen und Kulturtechniken, die sich in alltäglichen Szenen zeigen, sind – so subtil, so inaktiv und so «asozial» sie sich auch gestalten – grundiert von komplexen Ordnungen, die die verschiedenen gesellschaftlichen Akteure miteinander teilen und die für die Bewältigung von Alltagssituationen essentiell sind. Gleichsam sind sie aber auch nicht komplex, da sie ohne Verbalisierung und ohne Explikation auskommen: Deliberationen über die richtige oder faire sequentielle Koordination des Einsteigens in Fahrstühle braucht es ebenso wenig wie Anleitungen darüber, wie man sich in Situationen des Wartens im öffentlichen Raum möglichst unverdächtig verhält – entsprechende *explizite* Versuche des Erlernens würden sich nachgerade dem Verdacht aussetzen, in verdächtiger Absicht ausgeführt zu werden. Mit den hier virulenten Interaktionsordnungen sind habitualisierte Praktiken verbunden, die intuitiv ausgeführt werden können und quasi automatisch ablaufen. Die Maximierung von Anwesenheit oder das Eindringen in den persönlichen Raum in nicht-zentrierten Interaktionen wird nicht in erster Linie auf reflexiver, sondern auf affektiver Ebene als ungewöhnlich oder verdächtig wahrgenommen; ebenso sind Minimierung von Anwesenheit oder die Einnahme von Reihenpositionen in der Regel relativ unbewusst ablaufende Prozesse, deren habitualisierte und affektgebundene Ausübung in Alltagssituationen Interaktionsordnungen reproduziert.

Ordnungen können dabei als konstituiertes und konstituierendes Element von Gesellschaft verstanden werden: sie wirken im Prozess der Sozialisation und Enkulturation auf Individuen, die durch die Ein- und Ausübung von Interaktionsordnungen zu deren Fortdauern und Entwicklung beitragen. Mit Pierre Bourdieu lässt sich dies als ein Verhältnis zwischen strukturierter und strukturierender Struktur verstehen, als *opus operatum* und *modus operandi*¹⁷. Bourdieu nutzt dieses Begriffspaar, um das Konzept

Praktiken des Nichtstuns auch Billy Ehn und Orvar Löfgren: *The Secret World of Doing Nothing*. Berkeley 2010.

¹⁶ Ute E. Flieger und Barbara Krug-Richter: Vorwort. In: Flieger, Ute Elisabeth; Barbara Krug-Richter; Lars Winterberg (Hg.): *Ordnung als Kategorie der volkswissenschaftlichen Forschung*. Münster 2017, S. 7–10.

¹⁷ Pierre Bourdieu: *Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft*. Frankfurt a. M. 1987.

des Habitus in seiner bereits strukturierten und fortlaufend strukturierenden Dimension zu fassen. Habitus versteht Bourdieu dabei wie folgt:

Die für einen spezifischen Typus von Umgebung konstitutiven Strukturen (etwa die eine Klasse charakterisierenden materiellen Existenzbedingungen), die empirisch unter der Form von mit einer sozial strukturierten Umgebung verbundenen Regelmäßigkeit gefaßt werden können, erzeugen Habitusformen, d. h. Systeme dauerhafter Dispositionen, strukturierte Strukturen, die geeignet sind, als strukturierende Strukturen zu wirken, mit anderen Worten: als Erzeugungs- und Strukturierungsprinzip von Praxisformen und Repräsentationen, die objektiv «geregelt» und «regelmäßig» sein können, ohne im geringsten das Resultat einer gehorsamen Erfüllung von Regeln zu sein; die objektiv ihrem Zweck angepaßt sein können, ohne das bewußte Anvisieren der Ziele und Zwecke und die explizite Beherrschung der zu ihrem Erreichen notwendigen Operationen vorauszusetzen, und die, die alles gesetzt, kollektiv abgestimmt sein können, ohne das Werk der planenden Tätigkeit eines «Dirigenten» zu sein.¹⁸

Deutlich wird bei einer solchen Konzeption, dass Ordnungen (als Teil von Habitusformen) eine gewisse Dauer aufweisen, also «geregelt» und «regelmäßig» auf Handlungen und Vorstellungen einwirken, ohne als explizite Befolgung von Regeln und in Abstimmung mit anderen zu erscheinen. Ordnungen im Alltag schaffen in diesem Sinne Gesellschaft ebenso wie gesellschaftliche Praktiken zur Gestaltung von Ordnungen beitragen. Die Eingängigkeit dieser Formel zeigt sich besonders dann, wenn nicht lediglich «explizite» oder «bewusste» Ordnungen – etwa in Form verbindlicher Regelwerke oder Gesetze –, sondern alltägliche Interaktionsordnungen und Ordnungsvorstellungen wie die Bourdieu'schen Habitusformen betrachtet werden. Erst durch die Abwesenheit oder die Störung von Ordnung wird dabei oftmals deutlich, welche Rolle sie im alltäglichen Zusammenleben und in alltäglichen Interaktionen spielt.

Der Ethnomethologe Harold Garfinkel hat diesen Punkt in seinen *Krisenexperimenten* zum Thema gemacht.¹⁹ Grundlegend geht er davon aus, dass es Methoden gibt, mit denen Individuen alltäglichen Interaktionen zu bewältigen versuchen und dass dabei «Strukturelemente sozialer Interaktionen» eine Rolle spielen, die den Austausch zwischen ihnen gestalten. Nötig sind solche Methoden, da sprachliche Äußerungen und Handlungen mehrdeutig («indexikal») sind und deshalb von den Interaktionspartnern interpretiert werden müssen. Dabei wird jeweils ein Vertrauensvorschuss in die korrekte Interpretationsleistung des Interaktionspartners gegeben,

¹⁸ Pierre Bourdieu: Entwurf einer Theorie der Praxis auf der ethnologischen Grundlage der kabyliischen Gesellschaft. Frankfurt a. M. 1976, hier S. 164f.

¹⁹ Harold Garfinkel: *Studies in Ethnomethodology*. Malden 1967.

also angenommen, dass das Gegenüber in einem Prozess der «sinnhaften Normalisierung» Handlungen so deutet, dass sie für die Interaktionspartner auch Sinn ergeben.²⁰ Dieser Prozess ist implizit und somit nicht ohne weiteres beobachtbar. Die Krisenexperimente werden als Möglichkeit genutzt, um diesen Prozess der Normalisierung, die Methoden, die Interaktionspartner dabei anwenden sowie die zugrundeliegenden Interaktionsordnungen zu beobachten. Ein einfaches Beispiel, bei dem (E) ein Krisenexperiment durchführt:

- (S) Hi, Ray. How is your girl friend feeling?
 (E) What do you mean, «How is she feeling?» Do you mean physical or mental?
 (S) I mean how is she feeling? What's the matter with you? (He looked peeved.)
 (E) Nothing. Just explain a little clearer what you mean?
 (S) Skip it. How are your Med School applications coming?
 (E) What do you mean, «How are they?»
 (S) You know what I mean.²¹

In der Gesprächssequenz wird die Frage nach dem Wohlbefinden der Freundin nicht sinnhaft normalisiert und als Alltagskommunikation beantwortet, sondern es wird ein Problem konstruiert. (E) antwortet in der Situation also nicht etwa mit einem erwartbaren «Es geht ihr gut / nicht so gut», sondern macht die Indexikalität der Frage zum Thema. Der Vertrauensvorschuss in der Interaktion wird hier nicht erwidert und (S) zeigt sich irritiert. Zum einen geht es der Ethnomethodologie damit um ein analytisches Aufdecken von Interaktionsordnungen über das methodische Vorgehen der Krisenexperimente. Über die Störung normaler Alltagskommunikationen können gewöhnliche und eingeübte Interaktionssequenzen erschlossen und die Mikro-Grundierung von Alltagspraktiken durch Ordnungen illustriert werden. Gesellschaftliche Vorstellungen über Kommunikationsverhalten (also etwa: wie sieht ein gewöhnlicher Smalltalk aus) können somit erschlossen und es können weitergehend Rückschlüsse auf soziale Ordnungen gezogen werden. Zum anderen wird bei diesem Ansatz aber auch die Akteursperspektive stark gemacht. Ordnungen werden nicht als externer Rahmen verstanden, in dem sich Interaktionspartner bewegen. Diese selbst sind an der Herstellung und Entwicklung von Ordnungen zentral über ihre sprachlichen und körperlichen Handlungen beteiligt. Ein solcher Blick auf subjektive Interpretationen von Ordnungen, auf die Plausibilisierung von Handlungen sowie auf den Versuch, aus der Perspektive von Akteuren zu verstehen, wie alltägliche Interaktionen geordnet sind, entspricht der Grundausrichtung einer Empirischen Kulturwissenschaft.

²⁰ Ruth Ayaß und Christian Meyer (Hg.): Sozialität in Slow Motion. Theoretische und empirische Perspektiven. Wiesbaden 2012.

²¹ Garfinkel: Studies in Ethnomethodology (wie Anm. 19), S. 42.

niert bei Deutschen das «Trinken», bei Polen der «Adel» und bei Franzosen der «Krieg»; Zeit vertreiben Engländer mit «Arbeiten», Russen mit «Schlafen» und Schweden mit «Essen». Im frühen 18. Jahrhundert entstanden sind die stereotypisierenden Darstellungen der Völkertafel ein Beispiel für den Versuch, Ordnung herzustellen und angesichts des direkten oder indirekten Kontaktes zwischen den Bevölkerungsgruppen unterschiedlicher Hoheitsgebiete in Europa Orientierung zu bieten. Die Deskription ist dabei nicht nur eine gefärbte Schilderung, die auf verbreitete Stereotype und Darstellungen zurückgreift, sondern sie verbindet Positionierung und Erwartbarkeit in Relation des Eigenen zum Anderen. Über die zugespitzte Einordnung wird eine Vergewisserung der eigenen Sicht ermöglicht, die sich in Ablehnung oder positiver Bewertung bestimmter Gruppen und ihrer Eigenschaften äußern kann. Sie gibt vor, die Eigenschaften und damit auch das Verhalten anderer bis zu einem gewissen Grad einschätzbar zu machen. Zugrunde liegt dabei die Vorstellung, dass eine Kategoriebildung bereits bestehende «Aigenschaften» aufgreifen, destillieren und systematisieren kann – die Ordnung, die in Völkertafeln ihren Ausdruck findet, ist nach solch einem Verständnis trotz der Übertreibung der Darstellung vorgängig und besteht bereits.

Der Europäische Ethnologe Wolfgang Kaschuba verweist darauf, dass die charakteristischen Eigenschaften bestimmter Gruppen insbesondere in Relation zu anderen Gruppen konstruiert werden. Abgrenzungsprozesse gegen andere Nationalitätsvorstellungen in der systematischen und ordnenden Darstellung von Nationalcharakteren sind demnach konstitutiv für Identitätsbilder:

Solche Identitätsbilder verkörpern eine Differenzpolitik mit langer Tradition: jene alte europäische Kulturtechnik der Konstruktion «des Eigenen» und «des Anderen» oder besser: der Konstruktion «des Eigenen» durch die Konstruktion «des Fremden». Das Deutsche entstand so als das Nicht-Französische, das Norwegische als das Nicht-Schwedische. Es sind solche historischen Differenz-Narrative, auf denen unsere heutigen Wir-Bilder noch wesentlich beruhen.²³

Das verweist auf den «nützlichen» Gehalt solcher Darstellungen: Konstruktionen des Fremden bieten über die Möglichkeit der Abgrenzung politisches und soziale Bindungskräfte und Mobilisierungspotential. Die Konstruktion von Differenz ist dabei häufig mit einer Essentialisierung und Naturalisierung verbunden. Nationalcharaktere werden verstanden als vorgängig und natürlich gegeben, also nicht als soziale oder politische Konstruktionsleistung. In seiner *Abhandlung über den Ursprung der Sprache* von

²³ Wolfgang Kaschuba: Ethnische Parallelgesellschaften? Zur kulturellen Konstruktion des Fremden in der europäischen Migration. Zeitschrift für Volkskunde 103/1 (2007), S. 65–85, hier S. 68.

1772 bringt Johann Gottfried Herder Sprache und Nationalcharakter als natürlich verbundene Einheiten zusammen, die auf kognitiver wie auf performativer Ebene eine wesenhafte Prägung für Individuen impliziert:

Hat nun eine jede Sprache ihren bestimmten Nationalcharakter, so scheint mir die Natur bloß zu meiner Muttersprache eine Verbindlichkeit aufzulegen, weil diese meinem Charakter angemessener ist und meine Denkungsart ausfüllet.²⁴

Die von Herder etwas später gebrauchten Begriffe von «Volksgeist» und «Volksseele» machen noch deutlicher, wie der Zusammenhang zwischen Sprache und Denken und mit ihm auch von Sprache und Nation gedacht ist: Sie sind essentialisierende Zuschreibungen, die auf einer als natürlich verstandenen Ordnung beruhen, der Individuen unterworfen sind. So können andere Sprachen zwar erlernt werden, die Verbindung zur «Muttersprache» jedoch sei mit Bezug auf Denken und Charakter immer stärker. Die zentrale Rolle der Sprache für den «Nationalcharakter» oder auch für den «Volksgeist» findet sich neben Herder auch bei Wilhelm Heinrich Riehl als umstrittenen «Gründervater» der Volkskunde. In *Die Volkskunde als Wissenschaft* (1858) versteht er Sprache als eines der vier S («Stamm, Sitte, Siedlung, Sprache») und unterstreicht so die Vorstellung von Sprache als Vehikel für Identität:

Der ethnographische Begriff des Volkes, als eines durch Gemeinsamkeit von Stamm, Sprache, Sitte und Siedlung verbundenen natürlichen Gliedes im großen Organismus der Menschheit, wird durchaus nur auf entwickelteren Bildungsstufen gewonnen.²⁵

Auch Karl Weinhold, Herausgeber der *Zeitschrift des Vereins für Volkskunde*, spricht vom «Leben der Volksseele im Sprachlichen»²⁶ und damit von einem engen Zusammenhang zwischen Sprache und Kultur. Der Fokus auf Sprache ergibt sich zum einen über die Verknüpfung der frühen Volkskunde des Faches zu den Philologien – Weinhold etwa war Germanist.²⁷ Zum anderen aber beruht dieses Interesse auch auf der geistesgeschichtlich vielfach aufgestellten Hypothese, dass Sprache und Denken sich wechselseitig beeinflussen. Demnach ist Sprache nicht lediglich Ausdruck einer natürlichen Ordnung oder des «großen Organismus der Menschheit», sondern fungiert selbst als ordnende und geordnete Instanz, die inner- wie überindividuell einen Einfluss auf Denken und Handeln ausübt und von

²⁴ Johann Gottfried Herder: Abhandlung über den Ursprung der Sprache. Berlin 1772.

²⁵ Wilhelm Heinrich Riehl: Die Volkskunde als Wissenschaft. In: Ders.: Culturstudien aus drei Jahrhunderten. Stuttgart 1858, S. 205–229.

²⁶ Vgl. Stefan Groth: Common Ground and Missing Links: German Volkskunde and Language. *Anthropological Journal of European Cultures* 24/1 (2015), S. 24–41.

²⁷ Ebd., S. 26f.

äußeren Faktoren geprägt werden kann. Während diese Position bei Herder, Weinhold und Riehl nur am Rande auftaucht, ist sie zentral für die sogenannte *Sapir-Whorf-Hypothese*, die von Edward Sapir²⁸ und Benjamin Lee Whorf über einen längeren Zeitraum ausgearbeitet worden ist. Kernaussage der Hypothese ist, dass strukturelle Unterschiede in Sprachsystemen mit nicht-linguistischen kognitiven Unterschieden verknüpft sind (*linguistischer Relativismus*) und dass die Sprachstruktur die Weltsicht beeinflusst (*linguistischer Determinismus*).²⁹ Prominente Beispiele sind etwa die Annahme von Whorf, die nordamerikanischen Hopi-Indianer hätten keine Zeitwörter³⁰, oder die Franz Boas zugeschriebene Beobachtung, es gäbe besonders viele «Eskimo Words for Snow». ³¹ Beide Aussagen scheinen den Zusammenhang zwischen Sprache und Kultur bzw. zwischen Sprache und Natur zu belegen: die Kultur der Hopi habe kein Konzept von Zeit und entsprechend auch keine sprachliche Form dafür; die Umwelt der Inuit sei geprägt von Schnee in unterschiedlichsten Zuständen und entsprechend gäbe es ein besonders großes sprachliches Register, um diese zu beschreiben. Nachfolgende Forschungen haben gezeigt, dass es weder besonders viele Wörter für Schnee³² noch keine Begriffe zur Beschreibung von Raum und Zeit gibt³³. Die starke Betonung des ordnenden Einflusses von und auf Sprache der *Sapir-Whorf-Hypothese* ist damit deutlich abgeschwächt worden, u. a. zugunsten der Suche nach Universalien in Farbwahrnehmung³⁴, Zeitkonzepten³⁵ oder Emotionen³⁶. Inzwischen wird lediglich noch eine schwache Form der Hypothese vertreten, die an kognitionspsychologische

²⁸ Vgl. zu den Verknüpfungen der *Sapir-Whorf-Hypothese* und Herders Konzeption des Zusammenhangs zwischen Sprache und Gesellschaft Edward Sapir: Herder's Ursprung der Sprache. In: *Modern Philology* 5 (1907), S. 109–42.

²⁹ Vgl. einführend Paul Kay und Willett Kempton: What Is the Sapir-Whorf Hypothesis? In: *American Anthropologist* 86/1 (1984), S. 65–79.

³⁰ Vgl. etwa die Darstellung in Benjamin Lee Whorf: Sprache – Denken – Wirklichkeit. Beiträge zur Metalinguistik und Sprachphilosophie. Reinbek 1994.

³¹ Diese Beobachtung geht zurück auf eine Bemerkung in der Einleitung zum ersten Band des *Handbook of American Indian Languages*: Franz Boas: *Handbook of American Indian Languages*. Washington 1911, hier S. 1–83.

³² Laura Martin: «Eskimo Words for Snow»: A Case Study in the Genesis and Decay of an Anthropological Example. In: *American Anthropologist* 88/2 (1986), S. 418–423.

³³ Beat Lehmann: ROT ist nicht «rot» ist nicht (rot): Eine Bilanz und Neuinterpretation der linguistischen Relativitätstheorie. Tübingen 1998, S. hier 41–47.

³⁴ Carmella C. Moore; A. Kimball Romney; Ti-lien Hsia: Shared Cognitive Representations of Perceptual and Semantic Structures of Basic Colors in Chinese and English. In: *PNAS* 97/9 (2000), S. 5007–5010.

³⁵ Lena Boroditsky: Does Language Shape Thought? Mandarin and English Speakers' Conceptions of Time. In: *Cognitive Psychology* 43/1 (2001), S. 1–22.

³⁶ A. Kimball Romney; Carmella C. Moore; Craig D. Rusch: Cultural Universals: Measuring the Semantic Structure of Emotion Terms in English and Japanese. In: *PNAS* 94 (1997), S. 5489–5494.

Ansätze anknüpft. Nichtsdestotrotz ist die Annahme, dass etwa ein «Framing» von Sachverhalten über Sprache und sprachliche Strategien einen Einfluss auf Kognitionsprozesse hat und Wahrnehmung ordnet, auch in der Empirischen Kulturwissenschaft weiterhin vertreten.³⁷ Verschieben haben sich wohlgeordnet die Bezugsgrößen: nicht mehr als natürlich verstandene Ordnungen, sondern die Emergenz von Ordnungen über historische Entwicklungen oder situierte Praktiken, die z. B. zur Herausbildung von Landes- und Nationalsprachen führen, rücken in den Fokus der Betrachtung; die Ausübung, Reproduktion und Aushandlung von Ordnungen im Alltag, nicht die statische Gegebenheit sind Thema.

Solche differenzierten Annäherungen an ordnende Kategoriebildungen hängen mit Versuchen zusammen, diese Einordnungen auch wissenschaftlich zu begründen. In diesem Sinne dienen Kategorien nicht mehr allein der Orientierung und Konstruktion von Differenz, sondern auch als explizite analytische Kategorien.³⁸ Der Anthropologe Matti Bunzl zeigt etwa, wie Franz Boas und seine SchülerInnen auf ordnende Ansätze wie «Nationalcharakter» oder «Volksgeist» zurückgreifen, um diese für die Erforschung des Zusammenhanges zwischen Kultur und Gesellschaft fruchtbar zu machen.³⁹ Exemplarisch steht hierfür der *Culture and Personality*-Ansatz, dessen generelles Postulat es ist, dass es eine Korrelation zwischen Kulturen und der Persönlichkeit ihrer Mitglieder gibt. Aus der Beobachtung von Einzelnen können, so die Annahme, Regelmäßigkeiten und Muster herausgearbeitet werden, mit denen ein «kulturelles Ganzes» beschrieben werden kann. Kultur beruht nach den Prämissen der Schule auf den Individuen einer Gesellschaft oder Gemeinschaft und den Gemeinsamkeiten, die diese untereinander teilen. Wegweisend für diesen Ansatz war Ruth Benedict, die in *Patterns of Culture*⁴⁰ von 1934 davon schreibt, dass eine «culture, like an individual, is a more or less consistent pattern of thought and action». Hier und im späteren *The Chrysanthemum and the Sword: Pat-*

³⁷ Vgl. zum *Framing* etwa Ove Sutter: Narratives of «Welcome Culture». The Cultural Politics of Voluntary Aid for Refugees. In: Groth, Stefan (Hg.): Special Issue Political Narratives / Narratives of the Political. Narrative Culture 6/1 (2019, im Erscheinen).

³⁸ Wohlgeordnet sind lebensweltliche Ordnungsvorstellungen nur schwer von analytischen Ordnungskonzepten zu trennen, da es zwischen Wissenschaft und Gesellschaft und damit auch bei der Produktion von Wissen zahlreiche Überschneidungen gibt. Vgl. etwa Bruno Latour: Wir sind nie modern gewesen. Versuch einer symmetrischen Anthropologie. Frankfurt a. M. 2008. Vgl. auch den Beitrag von Frank und Heinzer in diesem Band.

³⁹ Matti Bunzl: Franz Boas and the Humboldtian Tradition: From *Volksgeist* and *Nationalcharakter* to an Anthropological Concept of Culture. In: Stocking, George W. (Hg.): *Volksgeist* as Method and Ethic. Essays on Boasian Ethnography and the German Anthropological Tradition. Madison 1996, S. 17–77.

⁴⁰ Ruth Benedict: *Patterns of Culture*. Boston 2005[1934].

terns of Japanese Culture (1946)⁴¹ bestimmt sie Kultur als «personality writ large»: Aus den in einer Gruppe oder Gemeinschaft vertretenen Charakteristika ihrer Mitglieder wählt eine Kultur aus, welche zu den vorherrschenden Persönlichkeitsmerkmalen werden. Die Pueblo-Indianer New Mexicos seien demnach durch Ordnung und Besonnenheit, die Kwakiutl der Great Plains durch Wildheit und Ekstase gekennzeichnet.⁴² Der sogenannte *Configurational Approach* von Benedict fand auch Anwendung im Rahmen von Studien im Zweiten Weltkrieg, die sie für das US-amerikanische *Office of War Information* (OWI) insbesondere über Japan anfertigte.⁴³ Die Suche nach kulturellen Mustern diene in diesem Zusammenhang auch dazu, die Eigenschaften und Besonderheiten anderer Kulturen zu verstehen und dadurch Kontakte jeglicher Art planbar zu machen. Muster und Ordnungen entstehen hier über das Zusammenspiel von Persönlichkeitsmerkmalen und Gesellschaft. Der *Configurational Approach* der *Culture and Personality*-Schule ist im Verlauf seiner Entwicklung mit der Kritik konfrontiert worden, dass er in zu geringem Maße ethnografisch arbeitet, eine zu starke Generalisierung vornimmt und dadurch die Prägekraft von Kultur auf einzelne Individuen überzeichnet und jene zu homogen darstellt. In der weiteren Entwicklung ist etwa durch den *Basic Personality Structure Approach* von Abram Kardiner und Samuel Linton ein größerer Fokus auf empirische Zugänge gelegt und ein Abrücken von einem kulturellen Holismus vorgenommen worden.⁴⁴ Mit dem *Modal Personality Approach* von Cora DuBois⁴⁵ verbreitete sich die Annahme, dass es zwar ein mehrheitliches Vorkommen bestimmter Persönlichkeitsmerkmale in einer Kultur gäbe, aber nicht nur eine deterministische und moralisch höher bewertete Standardpersönlichkeit; Binnendifferenzierungen und Abweichungen können über diese Erweiterungen besser erklärt werden. In der kognitiven Anthropologie⁴⁶ sind Teile der Ansätze der *Culture and Personality*-Schule aufge-

⁴¹ Ruth Benedict: *The Chrysanthemum and the Sword: Patterns of Japanese Culture*. Boston 2005[1946].

⁴² Benedict: *Patterns of Culture* (wie Anm. 40), hier S. 57–129 und S. 173–221.

⁴³ Marja Roholl: *Preparing for Victory. The U.S. Office of War Information Overseas Branch's Illustrated Magazines in the Netherlands and the Foundations for the American Century, 1944-1945*. In: *European Journal of American Studies* 7/2 (2012), S. 1–20.

⁴⁴ Abram Kardiner und Ralph Linton: *The Individual and His Society*. New York 1939; Ralph Linton: *The Cultural Background of Personality*. New York 1945.

⁴⁵ Cora DuBois: *The People of Alor: A Social-Psychological Study of an East Indian Island*. Minneapolis 1994.

⁴⁶ A. Kimball Romney; Susan C. Weller; William H. Batchelder: *Culture as Consensus: A Theory of Culture and Informant Accuracy*. In: *American Anthropologist* 88/2 (1986), S. 313–338; Anthony F. C. Wallace und Raymond D. Fogelson: *Culture and Personality*. *Biennial Review of Anthropology* 2 (1961), S. 42–78. Vergleichbare Ansätze und Schnittpunkte finden sich etwa auch bei Eriksen: Erik H.

griffen worden, um einen Begriff von *Kultur als Konsens* zu entwickeln, nach dem häufig und dominant vorkommende Phänomene der spezifischen Charakteristik einer Kultur oder Gesellschaft zugeordnet werden. Die ordnenden Kategorien, die in diesen neueren Konzepten ermittelt werden sollen, entspringen nicht mehr kursierenden Stereotypen und Fremdzuschreibungen, sondern werden aus empirischen Beobachtungen und Befragungen abgeleitet und sind Grundlage analytischer Zugänge.

Auf der Suche nach Ordnung

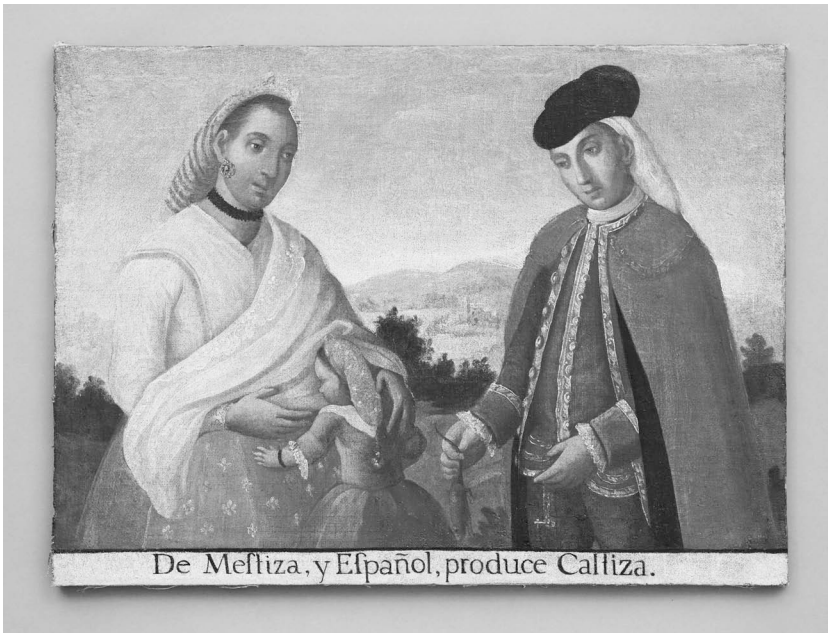


Abbildung 3: «De Mestiza, y Español, produce Castiza» (Mittelamerika, ca. 1800)⁴⁷

Ein grundlegendes Defizit der oben vorgestellten Ansätze stellt die prinzipielle Unterbetonung von Mobilitäten und Schnittstellen zwischen verschiedenen Kulturen und Gesellschaften dar: Untersuchungsgegenstand ist jeweils eine spezifische Gruppe, deren Eigenheiten in den Blick genommen werden. Solche Ordnungen stehen in dem Moment vor einer Herausforderung, wenn ihre Verschränktheit und Verwobenheit mit anderen Ordnungen evident werden. Im *Wiener Weltmuseum* werden auf insgesamt zehn

Eriksen: Ich-Entwicklung und geschichtlicher Wandel. In: Ders.: Identität und Lebenszyklus: Drei Aufsätze. Frankfurt a. M. 1966, S. 11–53.

⁴⁷ MVK VO 96070, Sammlung Schloss Miramar, KHM-Museumsverband.

Gemälden die «Casta» des Kastensystems des kolonialen Zentralamerikas veranschaulicht. Sie sind insgesamt rund hundert bekannten ähnlichen Gemälden zuzuordnen, die im Laufe des 18. Jahrhunderts im Vizekönigreich Neuspanien im heutigen Mexiko entstanden sind und stellen ein Beispiel für Klassifikationssysteme dar. Sie versuchen, Abstammung einzuordnen: aus «Mestizin» und «Spanier» ergibt sich damit «Kastizin» (spanisch *castizo*, «rein», «pur»), aus «Mulatte» und «Spanierin» «Morisco» (in Anlehnung an *moros*, «Mauren»), aus «Sambaigo» und «Indianerin» «Albarrasada». Die im *Weltmuseum* gezeigten Werke sind nur ein Beispiel für einen in Südamerika verbreiteten «säkularen Gemäldetypus»⁴⁸. Wichtig für ein Verständnis der Abbildungen und der Kategorisierungen ist ihre historische Spezifik: Sie sind in kolonialen Gesellschaften entstanden, in denen unterschiedliche Ethnien miteinander verstärkt in Kontakt kommen und in denen gesellschaftliche Ordnungen ausgehandelt werden müssen. Die Einordnungen sind dabei nicht auf «biologische» Aspekte der Abstammung beschränkt, sondern beziehen sich insbesondere auf soziale Stellung von spezifischen Bevölkerungsgruppen (die «Kasten») und zeigen die damit assoziierten Verhaltensweisen⁴⁹ auf:

Insbesondere die Bezeichnungen der Inschriften haben zu der Assoziierung der Gemälde mit dem sogenannten *Casta*-System geführt, mit dem einer idealen gesellschaftlichen Ordnung Ausdruck gegeben wurde. Darin werden den Spaniern sozial privilegierte und der restlichen, «gemischt-rassigen» Bevölkerung, den *Castas*, sowie den Indigenen und den Afrikanern, sozial untergeordnete Positionen zugeordnet. In den *Casta*-Gemälden spiegelt sich dieses Ideal der kolonialen Eliten in komplexen Formen wider, mittels derer die Zuschreibung und Identifikation mit einer sozialen Kategorie geschah.⁵⁰

Die *Casta* als Repräsentation und die ihnen zugrundeliegenden Vorstellungen und Regelungen konstituieren und reproduzieren in Zeiten von «Kulturkontakten» Ordnungen. Insbesondere ab der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts weisen sie klare Privilegien zu, stigmatisieren, grenzen über die Konstruktion von Differenz aus oder schließen ein und verknüpfen biologische Konzepte mit charakterlichen Zuschreibungen und sozialen Hierarchien. Sie sind damit unmittelbar wirkmächtig für die Lebenswelten von den Akteuren, die von ihnen betroffen sind – positiv oder negativ. Als

⁴⁸ Peggy Goede: *Casta Gemälde*. Verfügbar unter https://www.lai.fu-berlin.de/e-learning/projekte/caminos/kulturkontakt_kolonialzeit/kolonialgesellschaft/mestizen/casta_gemaelde/index.html [10.10.2018].

⁴⁹ Evelina Guzauskyte: *Fragmented Borders, Fallen Men, Bestial Women: Violence in the Casta Paintings of Eighteenth-Century New Spain*. In: *Bulletin of Spanish Studies* 86/2 (2009), S. 175–204.

⁵⁰ Ebd.

Ordnungen sind sie, wie auch *Völkertafel*, *Nationalcharakter* und *Culture & Personality*-Ansatz⁵¹, zum einen ein Mittel zur Prognose. Das Verhalten und die soziale Stellung von Personen und Gruppen wird leichter vorhersehbar, da diesen bestimmte Eigenschaften zugeschrieben werden. Eine solche Reduktion von Kontingenzen durch Ordnungen spiegelt sich in medialen Repräsentationen wie Gemälden oder Gedichten wider und zeigt sich zudem in institutionellen und rechtlichen Bestimmungen. Zum anderen sind sie auch ein Mittel zur Handlungsfähigkeit, indem sie eine Reduktion von Komplexität für Einzelne bedeuten und die Regierbarkeit für den Staat gewährleisten. Im Kontakt mit anderen Gruppen muss über die Referenz auf solche Ordnungsvorstellungen nicht jeweils ausgelotet und überprüft werden, wie andere Individuen oder Gruppen sind, da es bereits Kategorien gibt, in die sie eingeordnet werden können. Im direkten Kontakt wie auch in der indirekten Verwaltung von Bevölkerung sind diese verfestigten Differenzzuschreibungen greifbare Hilfen, um Menschen und Beziehungen einzuordnen und zuzuordnen, aber auch um gesellschaftliche Zugehörigkeiten festzuschreiben. Die mit den *Casta* verbundenen ethnischen Klassifikationen sind – trotz entsprechender Problematisierungen in Wissenschaft und Gesellschaft – noch teilweise wirksam, um gegenwärtige gesellschaftliche Prozesse zu deuten.⁵²

Das Beispiel der *Casta* zeigt, wie Ordnungen entstehen, gesellschaftlich verhandelt und reproduziert werden und sich auf alltägliche Lebenswelten auswirken. Aus analytischer Perspektive ist Verwandtschaft als Ordnung in Ethnologie und Empirischer Kulturwissenschaft unter anderen Gesichtspunkten in den Blick genommen worden.⁵³ Zentral ist neben anderen Ansätzen hierfür der französische Ethnologe Claude Lévi-Strauss, der in seinen *Elementaren Strukturen der Verwandtschaft* (1948)⁵⁴ den Versuch unternimmt, die den existierenden Verwandtschaftsbeziehungen zugrundeliegenden Strukturen herauszupräparieren. Prominentes Beispiel ist die sogenannte «Kreuzcousinenheirat», also die Heirat eines Mannes mit der Tochter seiner Tante väterlicherseits (Vaterschwester) oder mit der Tochter seines Onkels mütterlicherseits (Mutterbruder). Die Vorteile

⁵¹ Dies zeigt insbesondere die Beziehung zentraler Akteure des Ansatzes zum OWI, dem es auch um die Gestaltung von Außenpolitik nach dem Zweiten Weltkrieg ging. Das Wissen über kulturelle Muster und Strukturen, so die Überlegung, erleichtere die Planung und Umsetzung von politischen und militärischen Maßnahmen.

⁵² Vgl. z. B. Peter Wade: *Race and Ethnicity in Latin America*.² London 2010.

⁵³ Vgl. etwa Carola Lipp: Verwandtschaft – Ein negiertes Element in der Politischen Kultur des 19. Jahrhunderts. In: *Historische Zeitschrift* 2, 2006, S. 31–78. Vgl. zum Zusammenhang von Ordnungen und Verwandtschaft auch den Beitrag von Lustenberger in diesem Band.

⁵⁴ Claude Lévi-Strauss: *Die elementaren Strukturen der Verwandtschaft*. Frankfurt a. M. 1992.

einer solchen Konstellation, so Lévi-Strauss, lägen darin, dass das Exogamie-Gebot (oder Inzest-Verbot) eingehalten werde, durch die soziale Nähe des Heiratspaares aber dennoch ein stabiles Tauschsystem, soziale Allianzen und reziproke Verpflichtungen, teils verknüpft mit rechtlichen Regelungen, gewährleistet würden.⁵⁵ Ordnung kommt in diesem Fall als Mittel zu Stabilität und ökonomischer Effizienz zum Einsatz. Die Strukturen der Verwandtschaft sind bei Lévi-Strauss nur Teil eines größeren wissenschaftlichen Projektes, des Strukturalismus. Kernanliegen des Ansatzes ist die Suche nach Strukturen und Ordnungen in der Gesellschaft und nach Regelsystemen für die soziokulturelle Praxis. Forschungsleitend ist dabei die Annahme, dass die soziale Welt bereits *a priori* und unabhängig von spezifischen Gesellschaften oder Kulturen eine Ordnung innehat, die der Forscher aufdecken kann. Nach Lévi-Strauss bildet diese Ordnung eine geteilte Tiefenstruktur, die universal ist und als Grundmuster aus binären Oppositionen⁵⁶ besteht. Neben seinen Forschungen zur Verwandtschaft hat Lévi-Strauss in seiner «Mythologica»⁵⁷ diesem universalen binären Denkschema in den Mythen unterschiedlicher Gesellschaften nachgespürt und Unterscheidungen zwischen Natur und Kultur, unterbetontem und überbetontem Verwandtschaftsverhältnis, männlich und weiblich, menschlich und übermenschlich oder roh und gekocht herausgearbeitet. Nach dem Verständnis des Strukturalismus prägen solche Strukturen Gesellschaft, sind aus sich selbst gewachsen und müssen vom Forscher erkannt werden; die Tiefenstruktur bestimmt menschliches Handeln und Ausdruck und ist für alle Gesellschaften und Zeiten gleich.⁵⁸ Lediglich die spezifischen Manifestationen der Struktur unterschieden sich – kulturelle Unterschiede, also etwa zwischen verschiedenen Mythen oder Verwandtschaftsklassifikationen, sind demnach nur auf der Ebene des Inhaltes, aber nicht auf struktureller Ebene präsent. Bezeichnungen und Erzählungen können sich unterscheiden, ihnen liegt aber jeweils das universale binäre Denkschema zugrunde.

Als Vorläufer für die Überlegungen des Strukturalismus gilt die Suche nach Mustern und Strukturen in der Sprache, wie sie etwa der Linguist Ferdinand de Saussure in seinem *Cours de Linguistique Générale* (1916)⁵⁹

⁵⁵ Ebd., S. 603f.

⁵⁶ Michael Oppitz: Notwendige Beziehungen. Abriss der strukturalen Anthropologie. Frankfurt a. M. 1975.

⁵⁷ Claude Lévi-Strauss: Mythologica I: Das Rohe und das Gekochte. Frankfurt a. M. 2000[1964]; Ders.: Mythologica II: Vom Honig zur Asche. Frankfurt a. M. 1976[1967]; Ders.: Mythologica III: Der Ursprung der Tischsitten. Frankfurt a. M. 1997[1968]; Ders.: Mythologica IV: Der nackte Mensch. 2 Bände. Frankfurt a. M. 1975[1971].

⁵⁸ Urs Jaeggi: Ordnung und Chaos. Strukturalismus als Methode und Mode. Frankfurt a. M. 1968.

⁵⁹ Ferdinand de Saussure: *Cours de Linguistique Générale*. Paris 2002[1916].

betrieben hat. Sprache ist bei ihm ein abstraktes und arbiträres Zeichensystem, in dem zwischen zwei Ebenen unterschieden wird: Das Sprachsystem (*langue*) schließt als gesamtes, überindividuelles und abstraktes System sprachlicher Regeln Grammatik, Zeichen und Aussprache ein. Der Sprachgebrauch (*parole*) ist demgegenüber der individuelle Akt, der die prinzipielle Sprachfähigkeit im Rahmen sozialer Konventionen erst realisiert. Diese Unterscheidung zwischen einer grundlegenden und geteilten Struktur und dem spezifischen Gebrauch von Sprache wird vielfach als Grundlage des Strukturalismus verstanden, auch wenn de Saussure den Begriff nicht explizit verwendet. Diesen beiden Beispielen im weiteren Sinne strukturalistischer Ansätze bei Lévi-Strauss und de Saussure ist gemein, dass sie auf der Vorstellung beruhen, dass es eine zugrundeliegende Ordnung als «Quelle» gibt, aus der Handlungen generiert werden – seien es sprachliche Handlungen oder Verwandtschaftsbeziehungen. Diese Suche nach sprachlichen Strukturen und sozialen Ordnungen findet sich im Formalismus als Suche nach Mustern von Narrativen wieder. Mit der *Morphologie des Märchens* von 1928 hat der Folklorist Wladimir Propp⁶⁰ eine Analyse russischer Märchen der *Afanassjew*-Sammlung vorgelegt, bei der er auf die gemeinsame Struktur der analysierten Märchen hinweist: zwar gebe es wechselnde Inhalte, die *Morphologie* bleibe aber gleich. Propp identifiziert insgesamt 31 Narrateme oder Funktionen, die im untersuchten Märchenkorpus vorkommen und mit denen sich die Märchen untersuchen lassen: Mangel wie Krankheit oder Armut, Helden, Verbote, die gebrochen werden, Antagonisten, die besiegt werden müssen – dies sind Beispiele für Narrateme. Die von Propp entwickelte *syntagmatische* Märchenanalyse legt den Fokus auf die Anordnung und Abfolge dieser Funktionen. Während die Mythenanalyse bei Lévi-Strauss *paradigmatisch* nach dem Aufscheinen von binären Oppositionen, weniger aber nach genauen Inhalten und Abläufen fragt, geht es hier um Chronologie, Sequenz und Zusammenhänge zwischen den Funktionen: Der Mangel muss als «bi-direktionales Paar» behoben, der Bösewicht besiegt und die Aufgabe gelöst werden; die Aufgabenstellung oder der Mangel kommen vor Lösung oder Behebung. Die Inhalte der Märchen rücken in den Hintergrund, von Interesse ist insbesondere die Systematik der Sequenz, die in Analogie zum Satzaufbau (*Syntax*) verstanden werden kann und teils als «Märchenformel»⁶¹ formuliert worden ist, über die die Struktur von Märchen quasi automatisch generiert werden kann.

⁶⁰ Wladimir Propp: *Morphology of the Folktale*. Austin 2010[1928].

⁶¹ Vgl. etwa den «Propp Generator» unter http://www.stonedragonpress.com/vladimir_propp/propp_generator_v1.htm [10.10.2018].

Kartierung von Ordnung

In diesen Beispielen bedeutet Suche nach Ordnungen jeweils die Annahme, dass es Ordnungen gibt, die man zum einen analytisch und empirisch aufspüren kann. Die *Casta* zeigen zum anderen, dass diese Suche ordnungspolitisch motiviert sein und durch Interessensgruppen in Dienst genommen werden kann. Sie wirken in Form von Rassismus bis heute fort. Eine solche Indienstnahme liegt auch in einigen Bemühungen zur Kartierung von Ordnung vor. Ein Beispiel hierfür ist die Suche nach «Sprachinseln» deutscher Minderheiten in Ost- und Südosteuropa. Versuche, deutschsprachige Bevölkerungsgruppen auf fremden Territorien ausfindig zu machen, sind im Nationalsozialismus instrumentalisiert worden, um Ansprüche an bestimmte Gebiete zu stellen.⁶² Der Verweis auf eine gemeinsame Sprache wurde genutzt, um weit zurückreichende Präsenz zu untermauern und aus linguistischen Merkmalen räumliche Ordnungen abzuleiten. Vorstellungen über Sprachinseln bestehen bis heute fort, wenn auch vor anderem Hintergrund. So wird etwa für die «Wischauer Sprachinsel» im heutigen Tschechien argumentiert, dass sie «jahrhundertlang von Deutschen bewohnt» wurde und dass aufgrund «der Vertreibung im Jahre 1946 [...] über 3000 Bewohner aus den acht Ortschaften dieser deutschen Sprachinsel bei Wischau vertrieben» worden sind.⁶³ Sprache dient als Vehikel für Identität, zudem aber auch als Beleg für Abstammung und als politische oder nationale Zuordnung. Die Verknüpfung von Sprache und Kultur ist an Räume gebunden und hat soziopolitische Bedeutung, die in bestimmten Gebieten sprachräumlich verortet wird. In anderer Form findet sich dieser Zusammenhang zwischen Sprache und Raum auch in den verschiedenen Versuchen, Dialekte und regionale Sprachbesonderheiten zu kartieren. Beispiele hierfür sind die Dialektkarten des *Sprachatlas der Deutschen Schweiz*⁶⁴ oder des *Sprachatlas Baden-Württembergs*⁶⁵. Die Kartierung von Dialektgrenzen geht im letzteren Fall zurück auf großflächige Tonaufnahmen in den 1960er-Jahren, an denen auch der Volkskundler Hermann Bausinger beteiligt war. Der Fokus lag auf lexikalischen, phonetischen und morpholo-

⁶² Ingeborg Weber-Kellermann; Andreas C. Bimmer; Siegfried Becker: Einführung in die Volkskunde / Europäische Ethnologie. Stuttgart 2003, hier S. 126.

⁶³ <https://www.aalen.de/wischauer-sprachinsel.1083.25.htm> [10.10.2018], vgl. auch <http://www.wischau.de> [10.10.2018].

⁶⁴ <http://dialektkarten.ch/index.de.html> [10.10.2018].

⁶⁵ <https://escience-center.uni-tuebingen.de/escience/sprachatlas/> [10.10.2018]. Vgl. Renate Schrambke: Sprache und Region: Der Südwestdeutsche Sprachatlas als Forschungsinstrument und Ausgangspunkt für vergleichende Detailstudien. In: Lioba Keller-Drescher und Bernhard Tschöfen (Hg.): Dialekt und regionale Kulturforschung: Traditionen und Perspektiven einer Alltagssprachforschung in Südwestdeutschland. Tübingen 2009, S. 67–98.

gischen Unterschieden und Prozessen⁶⁶, mit dem Ziel, den Zusammenhang zwischen Sprache und geografischen, sozialen und situativen Faktoren zu untersuchen. Über Aussprache und andere Faktoren wurde versucht, die räumliche Verbreitung historisch entwickelter Dialekte abzubilden und zugänglich zu machen. Ordnung in Form unterschiedlicher Dialektgrenzen ist dabei ein empirischer Befund, der auf ein frühes Interesse an der Dialektforschung in der Empirischen Kulturwissenschaft zurückgeht⁶⁷, gegenwärtig aber nur punktuell verfolgt wird.⁶⁸ Die verschiedenen Sprachatlanten müssen auch im größeren (fach-)wissenschaftlichen Kontext gesehen werden. So ist insbesondere der *Atlas der Deutschen Volkskunde* als Kartenwerk zur regionalen Verbreitung von Brauch- und Sachkultur ein prominentes Projekt einer volkswissenschaftlichen «Kulturraumforschung», das in Erhebungen zwischen 1929 und 1935 sowie ab den 1960er-Jahren bis 1970 umfangreiche schriftliche Befragungen in Deutschland zu Sitten, Bräuchen und Arbeitsformen durchgeführt hat.⁶⁹ Grundlegend für den *Atlas* und ähnliche gelagerte Projekte ist die Vorstellung von Kulturräumen, die voneinander abgrenzbar sind und dabei auch sprachlich konfiguriert und geordnet sein können. Damit geht die Vorstellung einer relativen Abgrenzbarkeit einher, die auf Differenz beruht: die Frage etwa, ob in einem bestimmten Gebiet zusammen aus einer Schüssel gegessen wird oder nicht, erlangt erst dadurch Relevanz, dass sie in anderen Gebieten anders beantwortet wird. Dabei ist, insbesondere in der späteren Entwicklung, von einer historisch-politischen Entwicklung solcher Räume und Kontakten zwischen Räumen ausgegangen worden – also nicht von *a priori* und natürlich gesetzten Ordnungen, sondern von einer Genese von Ordnung. Maßgeblich hier ist die Vorstellung, dass sich über die Erhebungen bestimmte kulturräumliche und damit auch sprachliche Ordnungen ablesen lassen, die

⁶⁶ Arno Ruoff: Die Tübinger Arbeitsstelle Sprache in Südwestdeutschland 1955 bis 1995. In: Tübinger Korrespondenzblatt 57 (2004): S. 19–52.

⁶⁷ Groth: Common Ground (wie Anm. 26), hier S. 28f.

⁶⁸ Ein Beispiel hierzu sind Projekte zu Dialektverwendung im Alltag, so etwa das interdisziplinäre Tübinger Projekt zur Dialektforschung: Rudolf Bühler; Rebekka Bürkle; Nina Kim Leonhardt (Hg.): Sprachkultur – Regionalkultur: Neue Felder kulturwissenschaftlicher Dialektforschung. Tübingen 2014.

⁶⁹ Vgl. einführend zum *Atlas der Deutschen Volkskunde* Friedemann Schmoll: Die Vermessung der Kultur. Der «Atlas der deutschen Volkskunde» und die Deutsche Forschungsgemeinschaft 1920–1980. Stuttgart 2009; Friedemann Schmoll: Wie kommt das Volk in die Karte? Zur Visualisierung volkswissenschaftlichen Wissens im *Atlas der deutschen Volkskunde*. In: Helge Gerndt und Michaela Haibl (Hg.): Der Bilderalltag. Perspektiven einer volkswissenschaftlichen Bildwissenschaft. Münster 2005, S. 233–250; Michael Simon: «Volkswissenschaft» im frühen 20. Jahrhundert. Zum Quellenwert des *Atlas der deutschen Volkskunde*. Mainz 2003; Michael Simon: Der *Atlas der deutschen Volkskunde* – Kapitel oder Kapital des Faches? In: Schmoll, Christoph (Hg.): Volkswissenschaftliche Großprojekte. Ihre Geschichte und Zukunft. Münster 2005, S. 51–62.

Auskünfte über die räumliche Verbreitung von Traditionen und Dialekten bieten – und damit auch über Entwicklungen, Kontakte und ursprüngliche Formen.

Internalisierung von Ordnung

Über die bislang hier diskutierten Beispiele ist deutlich geworden, wie in Fachgeschichte, kulturtheoretischen Ansätzen und auch in lebensweltlichen Kontexten Annäherungen an implizite oder explizite Ordnungen aussehen können – methodisch wie theoretisch. Die *Genese* von Ordnungen spielte dabei zum Teil nur eine untergeordnete Rolle oder ist über den Bezug auf universale Muster (im Strukturalismus und Formalismus) oder natürliche Gegebenheiten (von Nationalcharakteren oder Volksseele) gesetzt worden. Am Beispiel von *Casta* und Sprachinseln ist deutlich geworden, dass politische Prozesse und Interesse einen Einfluss auf die Konstruktion und Reproduktion von Ordnungsvorstellungen haben können; in der *Culture & Personality*-Schule schließlich wird der Fokus auf die Wechselwirkungen von Individuen und Gesellschaft gelegt, die für die Herausbildung von «patterns of culture»⁷⁰ entscheidend sind und letztlich in internalisierten Ordnungen münden. Der Soziologe Norbert Elias betrachtet in *Über den Prozess der Zivilisation* (1939)⁷¹ diese Wechselwirkung als Zusammenspiel von *Soziogenese* und *Psychogenese*. Empirische Grundlage von Elias' Untersuchungen sind historische Quellen, u. a. auch sogenannte Manierebücher, in denen Verhaltensanforderungen und Benimmregeln formuliert werden. Im Prozess der Zivilisation, in dem überindividuelle, gesellschaftliche Faktoren (als Teil der Soziogenese) auf der einen und individuelle, psychische Faktoren (als Teil der Psychogenese) auf der anderen Seite zusammenkommen, kommt es zur Herausbildung und Herstellung von Ordnungen auf unterschiedlichen Ebenen. *Soziogenese* bezeichnet dabei Prozesse auf politischer, sozialer und ökonomischer Ebene. In diesem «Staatsbildungsprozeß»⁷² kommt es etwa im Übergang vom Mittelalter zur Frühmoderne zu einer Monopolisierung: Das Raubrittertum wird abgelöst von Regionalhöfen, auf die ein zentraler Hof und schließlich der Absolutismus folgt. Unter *Psychogenese* fasst Elias die Veränderung des menschlichen Verhaltens und der Emotionen zusammen und fokussiert dabei auf die Frage, wie Individuen den sich verändernden Anforderungen, die die Gesellschaft an sie stellt, gerecht werden können: Affekten und Trieben kann

⁷⁰ Benedict, *Patterns of Culture* (wie Anm. 40).

⁷¹ Norbert Elias: *Über den Prozess der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen*. Erster Band: Wandlungen des Verhaltens in den westlichen Oberschichten des Abendlandes. Frankfurt a. M. (1976)[1939].

⁷² Ebd., S. 14.

nicht ohne weiteres nachgegeben werden, Emotionen müssen kontrolliert werden, um negative Effekte im öffentlichen Leben zu vermeiden. Psycho- und Soziogenese hängen zusammen, da gesellschaftliche Veränderungen sich auf die psychische Struktur der Menschen auswirken. Mit der Monopolisierung im Staatsbildungsprozeß bildet sich zunächst ein höfisches Benehmen («civilité») ⁷³ aus, das spezifische Anforderungen formuliert. Dabei wirken Aspekte der Psychogenese auch auf die Soziogenese zurück. ⁷⁴ Im Prozess der Zivilisation kommt es nach Elias zu einer Transformation von äußeren Zwängen der Fremdkontrolle hin zu inneren Zwängen der Selbstkontrolle: Ordnungsvorstellungen wie Verhaltensregeln oder die Kontrolle von Emotionen werden internalisiert. Dies zeigt sich unter anderen in Benimmbüchern: die Anforderungen werden höher und grundlegende Elemente werden mit der Zeit weggelassen, da sie im Verlauf der Entwicklung verinnerlicht worden sind und nicht mehr expliziert werden müssen.

Ein zweites Beispiel für die Internalisierung von Ordnung findet sich bei Michel Foucault. In *Überwachen und Strafen* (1976) ⁷⁵ beschreibt er die öffentliche Zurschaustellung von Gewalt im Ancien Régime als Machtausübung des Staates. Cornelia Bohn und Alois Hahn führen dazu aus:

Der Täter wird durch die öffentliche Strafe zum Zeugen in eigener Sache, sie zeigt die Berechtigung des gegen ihn erhobenen Vorwurfs vor aller Augen und stellt ein öffentliches Geständnis der Schuld dar. Die Drastik der Qualen wirkt wie eine Vorwegnahme der Höllenstrafen. Werden die Qualen reuig ertragen, mögen sie umgekehrt Anlaß für jenseitige Milde sein. Gleichzeitig ist die öffentliche Marter aber auch die sinnbildliche Wiederherstellung der irdischen Ordnung und der verletzten Majestät und Macht des Souveräns, dessen vorübergehende Ohnmacht durch das Verbrechen deutlich geworden ist. Gerade durch die brutale Gewalt der Strafe wird die Unfähigkeit des Staates kompensiert, durch ununterbrochene Überwachung die Untat zu verhindern. Deshalb braucht das Strafzeremonial das Volk als Teilnehmer. ⁷⁶

Verstöße gegen Ordnung werden harsch und unter Beobachtung der Bevölkerung geahndet, womit zum einen die Durchsetzungsfähigkeit des Staates demonstriert und zum anderen eine abschreckende Wirkung auf andere potentielle Täter ausgeübt wird. «Problem» einer solchen

⁷³ Ebd., S. 228–231.

⁷⁴ Hier liegt eine Analogie zum Habitusbegriff bei Bourdieu, der als strukturierte Struktur und als strukturierende Struktur ein ähnliches Interdependenzverhältnis in den Blick nimmt. Vgl. Bourdieu: Sozialer Sinn (wie Anm. 17).

⁷⁵ Michel Foucault: *Überwachen und Strafen: Die Geburt des Gefängnisses*. Frankfurt a. M. (1977) [1975].

⁷⁶ Cornelia Bohn und Alois Hahn: Michel Foucault: *Überwachen und Strafen*. In: Kaesler, Dirk; Ludgera Vogt (Hg.): *Hauptwerke der Soziologie*. Stuttgart 2007, S. 123–127.

Herangehensweise ist, dass sie nur begrenzt wirksam und zudem aufwendig war. Zum Ende des 18. Jahrhunderts setzt nach Foucault daher eine andere Strategie der Machtausübung ein, die aus einem anonymen und entkörperlichtem System von Macht besteht. Der Fokus liegt nicht mehr auf Ausübung von Gewalt als Abschreckung, sondern auf Übung, Gewohnheit und Disziplin. Das Gefängnis steht dabei als Prototyp für die «Disziplinar-gesellschaft»⁷⁷, in der sich Individuen auch ohne äußeren Zwang und Beobachtung so verhalten, wie es von ihnen verlangt wird. Dieser Prozess der Verinnerlichung von äußerer Ordnung wird erreicht durch räumliche und zeitliche Kontrolle, etwa wie in disziplinierenden Institutionen wie Gefängnissen, Schulen oder der Psychiatrie. Über die Reglementierung des Tagesablaufs, die zeitliche Koordination beim «Marschieren von Armeen oder beim Schreibenlernen»⁷⁸ und die leichte Korrektur geringer Abweichungen vollzieht sich die Disziplinierung – nicht länger über drakonischen Strafen. Die ständige tatsächliche oder potentielle Sichtbarkeit der Beherrschten ermöglicht es, dass bereits die Fiktion der Überwachung ausreicht, um konformes Verhalten zu «erzwingen». Dieser Zwang braucht jedoch die externe Ausübung und Demonstrationen von Strafe nicht mehr – Ordnung wird damit internalisiert. Die Erforschung solcher Ordnungen – damit kommen wir zum Beginn dieses Beitrages zurück – erfordert ein Gespür für die impliziten Formen und alltäglichen Situationen, in denen sie greifbar gemacht werden können. Ebenso aber, das zeigen die Ausführungen u. a. bei Elias und Foucault, müssen sie historisch kontextualisiert und als Prozess verstanden werden.

Schluss

Die Empirische Kulturwissenschaft geht Ordnungen und Ordnungsvorstellungen aus unterschiedlichen Perspektiven nach, die in diesem Beitrag aus fachgeschichtlicher und theoretischer Perspektive skizziert worden sind. Der hier präsentierte Überblick erhebt dabei nicht den Anspruch darauf, *alle* für das Thema relevanten Ansätze, Konzepte und Methoden zu umfassen.⁷⁹ Mit der Vorstellung unterschiedlicher Zugänge, die im Fach

⁷⁷ Foucault: Überwachen und Strafen (wie Anm. 75), hier S. 249.

⁷⁸ Bohn und Hahn: Michel Foucault (wie Anm. 76), hier S. 125.

⁷⁹ Die Beiträge in diesem Band stellen weitere Beispiele dar, wie Ordnungen in unterschiedlichen Feldern, Theorien und Methoden zum Thema gemacht werden können. «Ordnung als Kategorie der volkscundlich-kulturwissenschaftlichen Forschung» ist Thema der DGV-Hochschultagung im September 2014 in Saarbrücken gewesen. Der resultierende Tagungsband bietet weitere Einblicke, wie Ordnungen in der Empirischen Kulturwissenschaft behandelt werden: Ute E. Flieger; Barbara Krug-Richter; Lars Winterberg (Hg.): Ordnung als Kategorie der volkscundlich-kulturwissenschaftlichen Forschung. Münster 2017.

rezipiert werden oder rezipiert worden sind, ist der Versuch verbunden, zentrale und geteilte Aspekte von Ordnungen herauszuarbeiten. Eine solche Annäherung ermöglicht es, wichtige Facetten und Möglichkeiten zu identifizieren, ebenso aber auch darauf hinzuweisen, mit welchen Problemen ordnende Vorgehen und analytische Ordnungskonzepte verbunden sein können.

Ordnungen sind dabei für die Lebenswelten von ganz unterschiedlichen Akteuren wichtig: sie bieten alltägliche Orientierung in komplexen Gesellschaften, ermöglichen die politische und rechtliche Steuerung von Prozessen und erleichtern die ökonomische Planbarkeit von Zukunft. Sie sind dabei Mittel zur Prognose, da sie Kontingenz zu reduzieren vermögen und Möglichkeiten künftiger Entwicklungen verengen. Damit sind sie ebenso Mittel zur Handlungsfähigkeit für Einzelne wie von Institutionen – die Reduktion von Komplexität hat in diesem Sinne auch eine praxeologische Perspektive, die über Ordnungsvorstellungen handlungsleitend wird. Empirisch-kulturwissenschaftliche (und insgesamt sozial- und kulturwissenschaftliche) Forschungen können bei der empirischen Feststellung, dass es Ordnungen gibt, stehenbleiben, weitergehend Ordnungen als analytische und theoretische Perspektive, aber ebenso als methodisches Vorgehen und Heuristik fruchtbar machen. Die Konstitution von Ordnungen lässt sich dabei differenzieren: implizite und unbewusste Alltagsordnungen werden in Prozessen der Enkulturation oder Sozialisation internalisiert; explizite Ordnungen dienen der Kategoriebildung oder der Festbeschreibung sozialer Strukturen; die räumliche Verortung und kulturelle Zuschreibung von Ordnungen dient dem Weltverstehen und der Abgrenzung, womit Naturalisierung und Essentialisierung wie auch Konstruktion und Dekonstruktion von Ordnungen verbunden sind – und damit auch die Kontingenz und Prozesshaftigkeit von Ordnungen. In diesem Sinne sind Ordnungen nicht lediglich festgeschriebene oder relativ statische Ordnungssysteme, sondern immer auch dynamisch, Teil von Aushandlungen und multidimensional. In ihrer Vielschichtigkeit treten in allen Feldern multiple Ordnungen zu Tage – als konkrete Ordnungen wie auch als imaginäre Ordnungsvorstellungen.

Ordnungen sind in Alltag und Gesellschaft allgegenwärtig. Wie interagieren wir im öffentlichen Raum? Welche Rituale sind in Organisationen ordnend? Wie verschieben sich etwa durch wandernde Wölfe herkömmliche Ordnungskonzepte? Ordnungen treten uns als explizite Regeln und festgeschriebene Gebote ebenso gegenüber wie als subtile Gepflogenheiten und implizite Handlungsmuster. Die empirisch-kulturwissenschaftlichen Beiträge des Bandes zeigen mittels unterschiedlicher analytischer und methodologischer Annäherungen, wie Ordnungen produziert oder transformiert werden, aber auch wo sie sichtbar oder unsichtbar sind.

ISBN 978-3-8260-6500-2



9 783826 065002

K&N

Groth / Mülli (Hrsg.) Ordnungen in Alltag & Gesellschaft

Ordnungen in Alltag & Gesellschaft.

Empirisch- kulturwissen- schaftliche Perspektiven

Stefan Groth

Linda Mülli (Hrsg.)

K&N

Groth / Mülli (Hrsg.)

—

Ordnungen in Alltag & Gesellschaft

Die Herausgeber:

Stefan Groth, geb. 1982, ist Kulturanthropologe und arbeitet an einem Projekt zu Mitte und Mittelmaß. Er ist Oberassistent am Institut für Sozialanthropologie und Empirische Kulturwissenschaft (ISEK) der Universität Zürich und leitet das Labor Populäre Kulturen.

Linda Martina Mülli, M.A., promoviert über „Rituals in an International Work Environment. An Anthropological Research Study on Cross-cultural Relations and Interactions in United Nations Affiliated Organizations in Geneva and Vienna“ am Basler Seminar für Kulturwissenschaft und am Institut für Volkskunde/Europäische Ethnologie der LMU München.

Ordnungen in Alltag & Gesellschaft

Empirisch-kulturwissenschaftliche
Perspektiven

Herausgegeben von
Stefan Groth
Linda Mülli

Königshausen & Neumann

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Verlag Königshausen & Neumann GmbH, Würzburg 2019

Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier

Umschlag: skh-softics / coverart

Umschlagabbildung: © Andrea C. Wille

Bindung: docupoint GmbH, Magdeburg

Alle Rechte vorbehalten

Dieses Werk, einschließlich aller seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt.

Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Printed in Germany

ISBN 978-3-8260-6500-2

www.koenigshausen-neumann.de

www.libri.de

www.buchhandel.de

www.buchkatalog.de

Inhaltsverzeichnis

<i>Vorwort</i>	7
Ordnungen in Alltag und Gesellschaft: Konzepte, Methoden und Theorien	12
<i>Stefan Groth</i>	
Die Rituale der UNO? Wie habitualisierte Praktiken soziale Ordnungen und Hierarchien herstellen	37
<i>Linda M. Mülli</i>	
Gleichgeschlechtliche Elternschaft in Israel: Eine empirische Annäherung an die Beziehung zwischen Verschiebung und Kontinuität in gesellschaftlichen Ordnungen	59
<i>Sibylle Lustenberger</i>	
Der Nomos des Vertikalen: Zur Ordnung und Verortung ziviler Drohnen	77
<i>Maximilian Jablonowski</i>	
Wölfische Unterwanderungen von Natur und Kultur: Ordnungen und Räume neu verhandelt	93
<i>Elisa Frank, Nikolaus Heinzer</i>	
Die Macht der Wohltäter? Das Schweizer Stiftungswesen im Kontext von (Neu-)Ordnungen des Politischen	125
<i>Theres Inauen</i>	
«Mattenstrasse bleibt!» Eine Anthropologie des Politischen zur Analyse der Eigentumsordnung in Städten	147
<i>Jonas Aebi</i>	

Alpenstädte – Städte der Alpen. Orte und Ordnungen alpiner Urbanität	167
<i>Konrad J. Kuhn</i>	
Herausforderungen Energie, Klimaschutz und Regionalität. Sicht- und unsichtbare (Wissens-)Ordnungen im Dazwischen der Planung.....	185
<i>Valeska Flor</i>	
Soundscape Disorders. Vom Lärm der Glocken und Muezzins zum Verstummen der Vögel.....	203
<i>Patricia Jäggi</i>	
Im Tempel der Versuchungen: Das Warenhaus als Erfahrungs- und Ordnungsraum.....	219
<i>Angela Bhend</i>	
Anordnungen und Zuordnungen: Jüdische Museen im grenzüberschreitenden Kulturraum Schweiz, Süddeutschland und Vorarlberg	243
<i>Darja Alexandra Pisetzki</i>	
«Atmen» verorten: Methodische Überlegungen über das Rhizom als kulturwissenschaftliche Denkfigur	261
<i>Aurelia Ehrensperger</i>	
Erfahrende Rhythmen. Dimensionen von Raum-, Bewegungs- und Körpererleben im Sport	277
<i>Yonca Krahn</i>	
Ordnung als Methode und Praxis: Zur Kommunikationsethnografie internationaler Verhandlungen	297
<i>Stefan Groth</i>	
Fragen: (An-)Ordnungstechniken des Sprechens?	317
<i>Christine Oldörp</i>	
<i>AutorInnenverzeichnis</i>	335